

Jan Christian Gertz (Alttestamentliche Theologie), Frank Krabbes  
(Germanistische Mediävistik), Eva Marie Noller (Klassische Philologie)  
unter Mitarbeit von Fanny Opdenhoff (Klassische Archäologie)

## Metatext(ualität)

Die Termini Metatextualität als Überbegriff und Metatext als konkret „von Metatextualität geprägter“ Text<sup>1</sup> sind seit ihrer erstmaligen Verwendung durch den Poststrukturalismus im literaturwissenschaftlichen Diskurs allgemein etabliert.<sup>2</sup> Dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf die Frage, welche textuellen Phänomene damit genau zu bezeichnen sind, zum Teil sehr disparate Antworten gegeben werden.

Außer Zweifel steht zunächst – dies zeigen die beiden Bestandteile des Kompositums *metá-* und *textus* –, dass es sich bei Metatext und Metatextualität um eine bestimmte Form der Relation handelt, in die ein Text gesetzt wird. Durch das Präfix *metá-* ist dieses Verhältnis als eines markiert, bei dem der Text zu einem Objekt gemacht wird, über das in einer bestimmten Weise Aussagen getroffen werden. Im einzelnen unterscheiden sich die Metatext-Konzepte in der Bestimmung dieses Verhältnisses. Die textuelle Referenz in der Form, dass ein Text über einen anderen spricht, hat Gérard Genette als „Metatextualität“ benannt und sie als einen von fünf „Typen transtextueller Beziehungen“<sup>3</sup> folgendermaßen definiert:

[Bei Metatextualität] handelt es sich um die üblicherweise als ‚Kommentar‘ apostrophierte Beziehung zwischen einem Text und einem anderen, der sich mit ihm auseinandersetzt, ohne ihn unbedingt zu zitieren (anzuführen) oder auch nur zu erwähnen. [...] Dies ist die *kritische* Beziehung par excellence.<sup>4</sup>

Genette ordnet diese Form der Metatextualität der Gattung der Literaturkritik zu und weist darauf hin, dass sie nur selten als „eigentlich literarisches‘ Werk angesehen“ werde.<sup>5</sup> Parallel zu dieser genetischen Form der Metatextualität existiert noch ein weiteres Begriffsfeld, das das Verhältnis von *metá-* und *textus* in anderer Weise akzentuiert. Auch hier lässt sich von einer im weitesten Sinne kommentierenden Funktion des Metatextes sprechen, jedoch mit der nicht unwesentlichen Modifikation, dass

---

Dieser Beitrag ist im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ entstanden, der durch die DFG finanziert wird.

1 Vgl. Wolf 2004, 453.

2 Vgl. Kravar 1994, 274.

3 Genette 1993, 10.

4 Genette 1993, 13 (Hervorhebung im Original).

5 Genette 1993, 15.

ein Text nicht über einen anderen, sondern über sich selbst spricht. Daher werden Begriffe wie „Autoreflexivität“<sup>6</sup> oder „Selbstreflexivität“<sup>7</sup> zumeist herangezogen, um diese Form der Metatextualität als eine zu charakterisieren, bei der „die Textualität, die Medialität bzw. der Konstruktcharakter des Objekttextes thematisch“<sup>8</sup> werden.

Doch auch innerhalb dieses Begriffsfeldes, welches Metatextualität als spezielle Form der textuellen Selbstreferenz begreift,<sup>9</sup> herrscht, wie Zoran Kravar feststellt, keine terminologische und konzeptuelle Einheitlichkeit:

Wie manch andere terminologische Erfindung der jüngsten Literaturwissenschaft ermangelt auch das Wort Metatextualität einer ganz präzisen Bedeutung und wird immer noch für Sachverhalte gebraucht, die besser anders bezeichnet würden.<sup>10</sup>

Oftmals nämlich werden austauschbar mit dem Begriff der Metatextualität bzw. des Metatextes auch die Termini „Poetologie“, „metapoetologisch“ oder „metapoetisch“ verwendet (oder die Termini werden in ein wie auch immer geartetes hierarchisches Verhältnis gebracht),<sup>11</sup> um die Selbstbezüglichkeit des Textes zu charakterisieren. Gegenüber diesen disparaten und nur schwer voneinander abzugrenzenden Termini und Konzepten ließe sich der Begriff des Metatextes bzw. der Metatextualität jedoch insofern terminologisch und konzeptuell schärfen, als er zum einen in Abgrenzung zu den bereits skizzierten Definitionen gleichermaßen auf fiktive und nicht-fiktive Texte bezogen werden kann, er zum anderen auch und gerade in einer ganz grundlegenden Weise auf sich als *textus*, d. h. als Resultat einer vorangegangenen Praxis des „Verwebens“ und Zusammenfügens verweist. Dem Wortursprung nach nämlich führen lat. *textus* („Gewebe, Geflecht“) bzw. *texere* („weben, flechten, verfertigen“) zurück auf eine Form „handwerklichen Herstellens“,<sup>12</sup> wie die etymologischen Wurzeln in altind. *tāṣṭi* (3. Pl. *tákṣati*) („verfertigt mit Kunst, zimmert“) oder z. B. griech. τέκτων („Zimmermann“)<sup>13</sup> veranschaulichen.<sup>14</sup> Ausgehend von der „Übertragung dieses Bedeutungsgehaltes auf das Verfertigen von Gebilden aus sprachlichem Material, d. h. von ‚Gewebe‘ aus Rede oder aus Schrift“ lässt sich dann die grundlegende Definition eines Textes als eines „zusammenhängenden Verbundes sprachli-

<sup>6</sup> Kravar 1994, 274.

<sup>7</sup> Wolf 2004, 453.

<sup>8</sup> Wolf 2004, 453.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu Wolf 2004, 453: „[Metatextualität] als kognitive Selbstreflexivität ist ein Sonderfall der umfassenderen textuellen Selbstreferenz, die sich auch auf Intertextualität, auf die *mise en abyme* und auf andere Phänomene erstreckt“ (Hervorhebung im Original).

<sup>10</sup> Kravar 1994, 274.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu z. B. die Definitionen von Zaiser 2009, 32.

<sup>12</sup> Scherner 1998, 1038.

<sup>13</sup> Walde u. Hofmann 1954, 678.

<sup>14</sup> Freilich ist hier zu berücksichtigen, dass der Begriff des *textus* nicht mit dem modernen Textbegriff gleichzusetzen ist. Vgl. hierzu Knobloch 1990, 70ff. und ausführlich Scherner 1996, 108f.

cher Elemente“<sup>15</sup> formulieren. In diesem Sprechen eines Metatextes über sich selbst als im Kern materiales Gebilde wird nicht nur eine neue Perspektive auf jegliche Auto- bzw. Selbstreferenz eröffnet – nämlich die Materialität des Textes –, sondern auch das bislang fast ausschließlich im literaturwissenschaftlichen Diskurs gebrauchte Konzept der Metatextualität darauf geöffnet.

Mit Blick auf kulturwissenschaftliche Fragestellungen und den Materialitätsaspekt bietet sich daher eine weitgefaste Bestimmung des Begriffs „Metatext“ als „Geschriebenes über Geschriebenes“<sup>16</sup> an. Dabei sind die Grenzen zum Layout eines Textes (→Layouten und Gestalten) und zu bildlichen Darstellungen fließend, wie deren mitunter hoher Textanteil belegt. Diese Bestimmung macht deutlich, dass es sich bei „Metatext“ nicht um eine literarische Gattung oder Form handelt, sondern schlicht um solche Texte, die sich über Texte und das „reziproke Verhältnis zwischen Handeln und Geschriebenem“<sup>17</sup> äußern: Wie haben Menschen →Geschriebenes produziert? Wie wurde Geschriebenes gelagert? Wer hatte Zugang? Wie wurde Geschriebenes rezipiert? Welcher Status wurde Geschriebenem, Beschreibstoffen, Schreibtechniken und Rezeptionspraktiken bis hin zur räumlichen Präsentation zugewiesen? So lassen sich die von Gérard Genette als Paratexte<sup>18</sup> bezeichneten werkinernen Phänomene wie Titel oder Kolophone ebenso als „Geschriebenes über Geschriebenes“, also als Metatext beschreiben, wie fiktionale oder nicht-fiktionale Texte zur Produktion und Rezeption schrifttragender Artefakte. Titel oder Kolophone (vgl. Fallbeispiel 1) haben die Texte, denen sie als Metatexte beigeordnet sind, als solche zum Gegenstand und geben analog zu Titelei und Klappentext moderner Publikationen Auskunft über die Produktion und gegebenenfalls auch die (gewünschte) Rezeption des Textes. Zu den nicht-fiktionalen Texten über Geschriebenes gehören Beschreibungen und „Biographien“ real erhaltener oder kopiaal überlieferter Inschriften, aber auch Beschreibungen bestimmter Praktiken im Umgang mit Geschriebenem. Hierzu zählen Reflexionen über den Bestand bestimmter Bibliotheken ebenso wie über den Gebrauch oder die Einführung bestimmter Beschreibstoffe. Fiktionale Metatexte sind solche literarischen Texte, in denen (fiktionale) Artefakte wie Inschriften, Buchrollen (→Rollen, Blättern und [Ent]Falten), beschriftete Kleidungsstücke erwähnt werden und in einen Handlungskontext integriert sind und in denen ein Diskurs über Geschriebenes sichtbar wird.

Lässt sich diese Vielzahl der mit der Bestimmung „Geschriebenes über Geschriebenes“ angesprochenen Texte sinnvoll kategorisieren?<sup>19</sup> Denkbar wäre eine Einteilung in

---

**15** Scherner 1998, 1038.

**16** Hilgert 2010, 98.

**17** Hilgert 2010, 114.

**18** Genette 1992. Hier ist gleichwohl anzumerken, dass Genettes Überlegungen zu Paratexten von (vor allem literarischen) Texten des typographischen Zeitalters ausgehen (→typographisch/non-typographisch).

**19** Focken (in Vorbereitung).

Metatexte, die über schrifttragende Artefakte berichten, und in normative Metatexte, die Bestimmungen zur Produktion oder Rezeption schrifttragender Artefakte enthalten. In beiden Gruppen könnte dann nochmals zwischen explizit-selbstreferentiellen und nicht-selbstreferentiellen Metatexten unterschieden werden. Metatexte über Artefakte ließen sich dann auch noch in solche über fiktive und solche über reale Artefakte aufteilen. Als eine weitere Gruppe könnte man unter Aufnahme der literaturwissenschaftlichen Verwendung des Begriffs Metatext solche Texte ansprechen, die unter Verwendung anderer schriftlicher Texte gestaltet sind. Dass die Aufnahme eines Zitates in einen neuen Kontext ein Metatext ist, der *per se* auch Informationen über die Verwendung des zitierten Textes bietet, liegt auf der Hand. Zugleich zeigt sich aber auch die Unschärfe des Begriffs Metatext. Sobald nämlich Gattungen innerhalb einer Gemeinschaft von Schreibenden fest etabliert sind, wird jede schriftliche Äußerung unbewusst oder bewusst durch die Aufnahme inhaltlicher oder formaler Elemente dieser Gattungen zum Metatext.

1. Metatexte, die über schrifttragende Artefakte berichten
  - 1.1 explizit-selbstreferentielle Metatexte wie Titel, Widmungen, Kolophone
  - 1.2 nicht-selbstreferentielle Metatexte, die über die Produktion oder Rezeption schrifttragender (fiktiver wie realer) Artefakte berichten wie Protokolle, Reiseberichte und andere literarische Texte (vgl. Fallbeispiel 2)
2. Normative Metatexte, die Bestimmungen zu Produktion oder Rezeption schrifttragender Artefakte enthalten
  - 2.1 selbstreferentielle Metatexte, die Bestimmungen zu ihrer eigenen Produktion oder Rezeption enthalten wie die Buchstabenanalogien in Lukrez' *De Rerum Natura*<sup>20</sup>
  - 2.2 nicht-selbstreferentielle Metatexte, die Bestimmungen zur Produktion oder Rezeption enthalten wie die Talmudtraktate *Sefer Tora* und *Soferim* zur Herstellung von Schriftrollen<sup>21</sup>

Vor allem solche Metatexte, die in die beiden erstgenannten Kategorien fallen, sprechen grundlegende Fragen des Umgangs mit Geschriebenem an – sei es, dass sie diese reflektieren, sei es dass sie diese eher beiläufig erwähnen. Sie bieten (zeitgenössische) Aussagen zu Materialität, Präsenz und Rezeptionspraktiken von Geschriebenem aus Epochen, deren Akteure nicht mehr befragt oder beobachtet werden können – und sie bieten auf diese Weise zusätzliche, in der Analyse des materialen Befundes (→Material(itäts)profil – Topologie – Praxeographie) oft nicht erhebbare Informationen. Insofern sind sie von einem erheblichen Aussagewert, wenn es um die

<sup>20</sup> Vgl. hierzu Noller (im Druck).

<sup>21</sup> Vgl. hierzu Higger 1930 und zur Masora Golinets 2013.

Rekonstruktion der Rezeptionspraxis von Geschriebenem in vergangenen Epochen geht. Bei der Analyse von Metatexten ist jedoch zu bedenken, dass diese zusätzlichen Informationen mit zeitgebundenen Bedeutungszuschreibungen einhergehen, die eine Metatextanalyse,<sup>22</sup> d. h. die Rekonstruktion von Wissen und Diskursen über Geschriebenes, vor zwei tiefgreifende hermeneutische und methodischen Herausforderungen stellen.

Metatexte lassen sich, wie bereits erwähnt, grundlegend als *Geschriebenes* bestimmen. Folgt man der forschungstheoretischen Prämisse, dass dem Geschriebenen kein ihm quasi substantiell eigener Sinngehalt innewohnt, sondern Bedeutungszuschreibungen vielmehr Resultate historisch und sozio-kulturell spezifischer Rezeptionsakte sind (→Bedeutung), ergibt sich die Konsequenz, dass der eigentlichen Metatextanalyse die Rekonstruktion des historischen und sozio-kulturellen →Kontextes sowie der konkreten situativen Verortungen der rezipierenden Subjekte vorausgehen muss.<sup>23</sup> Die Eigenschaft, durch die das Geschriebene zum eigentlichen Metatext wird, die zeitgenössischen Aussagen *über Geschriebenes*, rückt die Metatextanalyse in einen zweiten Problemhorizont historisch-kulturwissenschaftlicher Erkenntnisbildung, der durch die Fragen umrissen ist, wie viel historische Wirklichkeit das Geschriebene überhaupt enthält, auf welchem Weg diese rekonstruiert werden kann und wie zuverlässig Metatexte als Quellen zur Rekonstruktion historischer textkultureller Praktiken letztlich überhaupt sein können.

Hans Jörg Sandkühler gibt Antwort auch auf diese Fragen, wenn er zu bedenken gibt, dass

Aussagen keine Kopien des zu Erkennenden sind, sondern mit Voraussetzungen geladene *Artefakte*: geladen mit epistemisch-wissenskulturellen und praktischen Voraussetzungen, epistemischen und praktischen Bedürfnissen und Interessen sowie mit Einstellungen des Meinens, Glaubens und Überzeugtseins, des Wünschens und Befürchtens. Nicht zu vergessen ist eine weitere Voraussetzungsdimension – das Nichtwissen, dessen Wirkung sich im Wissen nicht offen zeigt.<sup>24</sup>

Normative Aussagen über das Geschriebene und die Erwähnung von Artefakten werden je nach Funktion des jeweiligen Metatextes in unterschiedlichen Formen determiniert durch epistemische, praktische und persönliche Interessen, Bedürfnisse und Konventionen. So unterliegen explizit-selbstreferenzielle Metatexte wie Titel, Kolophone, Glossen oder Provenienzvermerke aber auch nicht-selbstreferenzielle Bibliotheksverzeichnisse anderen bedürfnispraktischen Voraussetzungen als normative Metatexte, deren Voraussetzungen sich wiederum von denen literarischer Metatexte unterscheiden, die von ästhetischen, narratologischen und rhetorischen Traditionen und Mustern geprägt werden. Diese Voraussetzungen sind einerseits bereits Teil text-

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Focken (in Vorbereitung).

<sup>23</sup> Hilgert 2010, 89–91.

<sup>24</sup> Sandkühler 2009, 11 (Hervorhebung im Original).

kultureller Rezeptionspraktiken und damit für deren Rekonstruktion von Interesse, andererseits aber gleichzeitig eng verwoben mit Momenten, die die Beobachtung historischer „Realität“ stören. Eine direkte Rekonstruktion der letztlich ohnehin unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit kann die Metatextanalyse daher allenfalls in Form von probabilistischen Aussagen über mögliche historische Rezeptionspraktiken leisten und sie bedarf dafür entsprechender methodischer Voraussetzungen.

Sowohl in Metatexten, die von realen oder fiktiven schrifttragenden Artefakten berichten, wie auch in normativen Texten über Geschriebenes werden hingegen vormoderne Diskurse über Schriftlichkeit sichtbar, deren Analyse die Herausarbeitung sowie den diachronen und inter-/intra-kulturellen Vergleich jener Aspekte gestattet, die zeitgenössische Autoren und Erzähler mit dem Geschriebenen verbanden: Welche Funktionen sie den Texten zuschrieben und welche sozio-kulturellen Praktiken sie mit ihnen gegeben sahen. Mithin ermöglicht die Metatextanalyse also die Rekonstruktion derjenigen Aspekte eines Diskurses über Schriftlichkeit, die mit der effektiven →Materialität und →Präsenz des Geschriebenen und ihrem Wirken auf das menschliche Handeln durch die Zeitgenossen in Verbindung stehen. Hier können insbesondere vergleichende und interdisziplinäre Forschungen, die Metatextanalyse und die Analyse der konkret historisch überlieferten Artefakte zusammenführen, zu Erkenntnissen führen, die aufgrund der fehlenden Beobachtungsmöglichkeit historischer Subjekte durch die Artefaktanalyse allein nicht oder kaum erhebbbar wären.

Gerade diejenigen Metatexte, die von fiktiven schrifttragenden Artefakten und Handlungen erzählen, öffnen einen breiten diskursiven Raum für das literarische Spiel<sup>25</sup> mit Schriftlichkeit in Form von imaginierten Überschreitungen der Möglichkeiten und Grenzen realer Praktiken von Geschriebenem und Beschriebenem. Die von Erzählern geschaffenen erzählten Welten mit ihren eigenen narrativen Realitätsbedingungen konstituieren auf diese Weise einen Rahmen, in dem beispielsweise magische Aspekte von Schriftlichkeit dargestellt und verhandelt werden können. Zwei kurze Fallbeispiele sollen dies illustrieren.

---

<sup>25</sup> Vgl. Huizinga 2004<sup>19</sup>. Huizinga versucht zu zeigen, dass sich spielerische Verhaltensweisen, für die fiktionale Texte einen *Spielraum* eröffnen, als reale Praktiken institutionell verfestigen können.

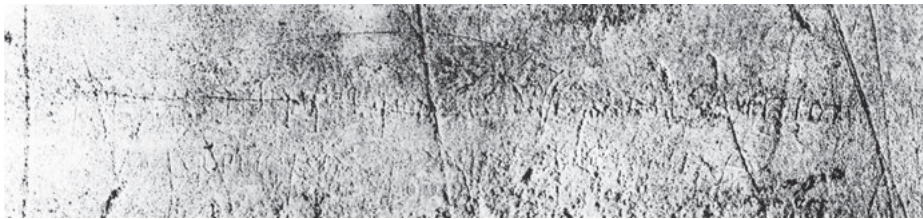
## Fallbeispiel 1: Pompejanische Graffiti

In Pompeji wurden drei inhaltlich sehr ähnliche Graffiti gefunden, die als Metatexte fruchtbar gemacht werden können:

### **CIL<sup>26</sup> IV 1904 (Abb. 1):**

*Admiror o pariens, te non cecidisse ruinis qui tot  
sriptorum taedia sustineas*

Ich bewundere Dich, oh Wand, dass Du nicht eingestürzt bist, wo Du doch das Geschmier so vieler Schreiber erträgst.



**Abb. 1:** CIL IV Nr. 1904 (© Ministero per i Beni e le Attività Culturali – Soprintendenza Speciale per i Beni Archeologici di Pompei, Ercolano e Stabia).

### **CIL IV 2461:**

*Ad miror te paries  
Te non cecidise ruina*

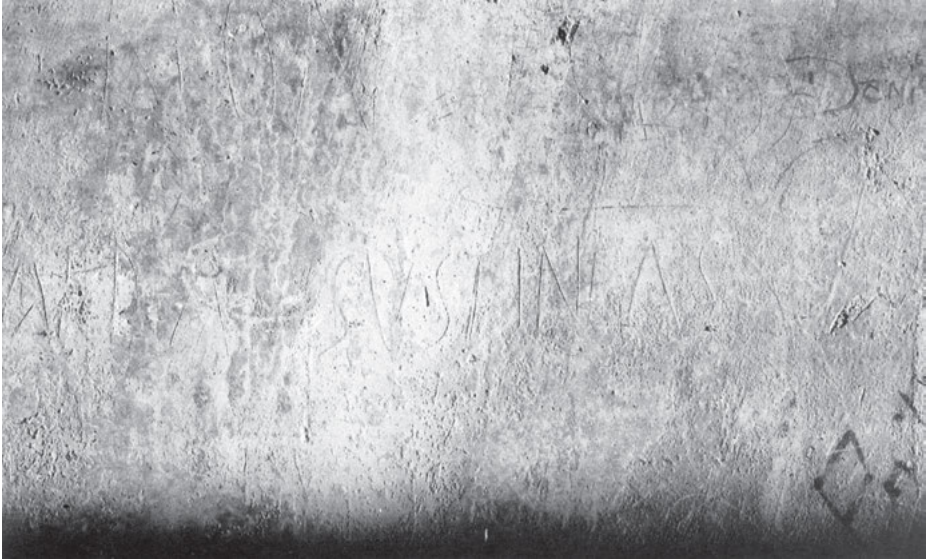
### **CIL IV 2487 (Abb. 2):**

*Admiror te paries non cecidisse  
qui tot scriptorum taedia sustineas*

Die Inschriften wurden innerhalb des antiken Stadtgebietes an weit voneinander entfernten Stellen in den Wandputz dreier öffentlicher Gebäude →geritzt. Da sich der →Putz nicht überall erhalten hat, ist es möglich, dass der Text ursprünglich noch häufiger war und lediglich nicht überliefert ist. An oder in den Gebäuden, an denen sie angebracht waren, befanden sich jeweils weitere Graffiti. Auch der öffentliche Charakter dieser Räume spielte sowohl bei der Anbringung als auch bei ihrer Wahrnehmung eine große Rolle: Die Inschrift mit der Nummer 1904 befand sich an der nördlichen Innenwand der Basilica am Forum Civile, 2461 an der Außenseite der östlichen

---

<sup>26</sup> CIL = *Corpus Inscriptionum Latinarum*. Hinzu kommt möglicherweise ein vierter Graffito CIL IV 1906 „*admiror*“.



**Abb. 2:** CIL IV Nr. 2487 (das Foto zeigt die Inschrift nicht vollständig) (© Ministero per i Beni e le Attività Culturali – Soprintendenza Speciale per i Beni Archeologici di Pompei, Ercolano e Stabia).

Begrenzung des Bühnengebäudes des großen Theaters und 2487 in der Krypta des Amphitheaters.<sup>27</sup>

Keine der Formulierungen ist identisch, aber alle drei stellen Varianten desselben Motivs dar. 1904 ist als vollständiges Distichon zu erkennen, während 2461 nur den Hexameter bietet, der bei 2487 wiederum missglückt zu sein scheint. Gerade in der Basilica wurden zahlreiche weitere Versinschriften gefunden, in die sich unser Graffito einreicht. Die Formulierung findet sich zwar nur in Pompeji, aber ähnliche Gedanken wie z. B. πολλοὶ πολλὰ ἐπέγραψαν, ἐγὼ μόνος οὐτι ἔγραψα („Viele haben vieles darauf geschrieben, nur ich habe nichts geschrieben.“) sind auch andernorts überliefert.<sup>28</sup>

Diese Graffiti sind keine Metatexte, die von Produktion und Rezeption eines bestimmten Textes berichten, sondern sie beziehen sich auf eine ganze Textgruppe. Diese Gruppe wird vor allem über den Anbringungsort definiert: die Wand. Die Metatexte sind vordergründig nicht selbstreferentiell, sondern nehmen Bezug auf andere reale Artefakte, die als *taedia* bezeichnet werden, und sind von zahlreichen ähnlichen Schriftzügen umgeben. Das Versmaß des Distichons ist ebenso wie der Hexameter

<sup>27</sup> Die Putzfläche, in die 1904 eingeritzt ist, wurde abgenommen und befindet sich heute im Museo Archeologico Nazionale di Napoli. 2461 ist verloren, 2487 ist am Anbringungsort erhalten.

<sup>28</sup> Langner 2001, 21.



in Pompeji häufig belegt. Auch die Gestaltung der Zeilen und einzelnen Buchstaben hebt diese Texte nicht von anderen ab, ebenso wenig wie die Verschreibungen *pariens* statt *paries* und *cecidise* statt *cecidisse*. Sie sind demnach von denselben Mustern geprägt und haben grundsätzlich keinen anderen Status als die Texte, auf welche wir sie als Metatexte beziehen wollen. Der Wert ihrer Aussagen über die *taedia* ist daher fraglich. Dennoch ermöglichen sie wichtige Rückschlüsse auf die Rezeption von Geschriebenem. Graffiti wurden offenbar gesehen und als zahlreich wahrgenommen. Das Schreiben solcher Texte wird als eine Praxis dargestellt, die von vielen Personen ausgeübt wurde. Eine mögliche Form der Rezeption von Graffiti bestand darin, selbst einen Text hinzuzufügen. In Bezug auf andere soziale Felder, in denen das Schreiben auf die Wände eine Rolle spielte, ist es besonders interessant, dass auch Personen, die Graffiti schrieben, als *scriptores* bezeichnet wurden – nicht nur professionelle Schreiber, die farbige Inschriften im Auftrag anderer malten. Die Bewertung als „*taedia*“ kann auf verschiedene Weisen – ironisch oder ernst gemeint – verstanden werden.<sup>29</sup> Jedenfalls wird ausgedrückt, dass jemand sie als störend empfinden könnte, auch wenn nicht zu entscheiden ist, ob die Schreiber dieser speziellen Schriftzüge diese Einschätzung teilten.

Diese Graffiti sind demnach auf der einen Seite als Metatexte, also als Geschriebenes über Geschriebenes inszeniert. Auf der anderen Seite gleichen sie den Texten, von denen sie handeln, vor allem in formaler und gestalterischer Hinsicht. Dadurch heben sie ihren eigenen Aussagewert einerseits auf – man könnte sie als fingierte Metatexte bezeichnen. Andererseits reflektieren sie den Status des „Geschriebenen über Geschriebenes“, indem sie sich selbst als unseriös entlarven und sie werden dadurch zu Meta-Metatexten.

## Fallbeispiel 2: Wolfram von Eschenbach, *Parzival*

In der deutschsprachigen Literatur des 13. Jahrhunderts finden sich zahlreiche Darstellungen elaborierter Epitaph-Inschriften. Von einer solchen Inschrift, die jedoch nicht in Stein, sondern in einen Diamantheilm eingeritzt ist, wird in Wolframs von Eschenbach *Parzival* erzählt.<sup>30</sup> Die Verwendung des Diamantheilm als Schriftträger war möglich geworden, weil der Helm durch eine heimtückische List seine Schutzfunktion verloren hatte: Er war von einem Gegner mit Bocksblut aufgeweicht und von dessen Lanze durchbohrt worden. Die konkreten produktionspraktischen Anbringungsbedingungen der Inschrift in den Diamantheilm lässt der Text unerwähnt, sie

<sup>29</sup> Langner 2001, 21; Varone 1993, 41.

<sup>30</sup> Wolfram von Eschenbach, nach der von Peter Knecht übersetzten Textausgabe Karl Lachmanns 2003<sup>2</sup>, V. 107,29–108,29.

scheinen ihm nicht wichtig: Hat der Diamant seine alte Härte wiedererlangt, oder ist er noch weich wie ein Schwamm? In beiden Fällen eignet er sich nur bedingt als Beschreibstoff. Der Text akzentuiert einen anderen Aspekt von Schriftlichkeit. Die Inschrift auf dem Diamantheim erzählt vom Leben seines Trägers, des getöteten Helden Gahmuret. Die Einschreibung der Schrift in dessen Diamantheim wird zum präsentifizierenden Akt der „Überschreibung“, der die tödliche Spur des Speeres, das im Helm eingegrabene Zeichen von Kampf und Tötung des Helden überschreibt mit der Geschichte seines Lebens, die den Helden im Helm quasi fetischistisch vergegenwärtigt. Der Akt des Überschreibens dient hier der Stiftung magischer Präsenz, der das Artefakt zugleich in eine Reliquie transformiert, deren Wirkung gerade nicht auf einer hermeneutischen Rezeption des Geschriebenen beruht.<sup>31</sup> Schriftlichkeit wird hier reflektiert als Stiftung von magischer Präsenz, die gleichzeitig zum poetologischen Prinzip erhoben wird. Denn als der Bote im Reich des Gahmuret von dessen Tod im Kampf berichtet, wird nicht der Inhalt der Schrift wiedergegeben, sondern von Epitaph und Inschrift erzählt. Erzählen wird somit ein Erzählen *vom Geschriebenen*.

## Literaturverzeichnis

- Focken (in Vorbereitung): Friedrich-Emanuel Focken, *Erzählungen von Schriften im Alten Testament*.
- Genette (1993): Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt a. M.
- Genette (1992): Gérard Genette, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a. M.
- Golinets (2013): Viktor Golinets, „Masora, Tiberian“ in: Geoffry Khan (Hg.), *Encycloppedia of Hebrew Language and Linguistics*, Bd. 2, Leiden, 588–598.
- Higger (1930): Michael Higger, *Seven Minor Treatises. Sefer Torah; Mezuzah; Teffilin; Zizit; 'Abadim; Kutim; Gerim. And Treatise Soferim II. Edited from Manuscripts with an Introduction, Notes Variants and Translation*.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie: Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *Mitteilungen der Deutschen Orientalgesellschaft* 142, 87–126.
- Huizinga (2004<sup>19</sup>): Johan Huizinga, *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel* (übers. v. H. Nachod. Mit einem Nachw. v. Andreas Flitner), Reinbek.
- Knobloch (1990): Clemens Knobloch, „Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze“, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20, 66–87.
- Kravar (1994): Zoran Kravar, „Metatextualität“, in: Dieter Borchmeyer u. Victor Žmegač (Hgg.), *Moderne Literatur in Grundbegriffen*, Tübingen, 274–277.
- Langner (2001): Martin Langner, *Antike Graffitizeichnungen. Motive, Gestaltung und Bedeutung* (Palilia 11), Wiesbaden.

<sup>31</sup> Hierzu auch Strohschneider 2006.

- Noller (im Druck): Eva M. Noller, „Re et sonitu distare. Überlegungen zu Ordnung in Bedeutung in Lukrez' *De Rerum Natura* I, 814–829“, in: Christian D. Haß u. Eva M. Noller (Hgg.), *Was bedeutet Ordnung? Was ordnet Bedeutung? Zu bedeutungskonstituierenden Ordnungsleistungen in Geschriebenem*, Berlin/München/Boston.
- Strohschneider (2006): Peter Strohschneider, „Sternenschrift. Textkonzepte höfischen Erzählens“, *Wolfram-Studien* 19, 33–58.
- Sandkühler (2009): Hans Jörg Sandkühler, *Kritik der Repräsentation – Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*. Frankfurt a. M.
- Scherner (1996): Maximilian Scherner, „Text. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte“, *Archiv für Begriffsgeschichte* 39, 103–160.
- Scherner (1998): Maximilian Scherner, „Text“, in: Joachim Ritter (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Darmstadt, 1038–1044.
- Varone (1993): Antonio Varone, „Le voci degli antichi. Itinerario pompeiano tra pubblico e privato“, in: Luisa Franchi dell'Orto u. Antonio Varone (Hgg.), *Pompeji wiederentdeckt. Ausstellungskatalog Stuttgart*, Rom, 26–41.
- Varone (2012): Antonio Varone, *Titulorum graphio exaratorum qui in C.I.L. vol. IV collecti sunt imagines. Studi della Soprintendenza Archeologica di Pompei*, Bd. 31, Rom.
- Walde u. Hofmann (1954): Alois Walde u. Johann B. Hofmann, *Lateinisches Etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg.
- Wolf (2004): Werner Wolf, „Metatext“, in: Ansgar Nünning (Hg.), *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar, 453–454.
- Wolfram von Eschenbach (2003<sup>2</sup>): Wolfram von Eschenbach, *Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann*. Übersetzung von Peter Knecht, Berlin/New York.
- Zaiser (2009): Rainer Zaiser, *Inszenierte Poetik. Metatextualität als Selbstreflexion von Dichtung in der italienischen Literatur der frühen Neuzeit* (Ars Rhetorica 22), Berlin/Münster.

